Lehrer ihm das eigene Blatt auf den Tisch warf? Hans entging das nicht. Er beobachtete, wie der Vater erbleichte, seine Blicke sich von Zorn ergriffen vom Hefte aufhoben und den Sprößling durchbohrten. Wie ein Dolchstoß war das. Aber der Junge empfand es nicht so schrecklich. Zwar setzte er des Umstandes wegen eine reuige Sündermiene auf und ließ seine Blicke auf Vaters Stiefelspitzen spazieren gehen und das Unwetter über seinem Schopf zusammenschlagen, wie es wollte. Und es schlug derb ein. Weiß der Himmel! — der Aufsatz war auch danach mit seinen dreiundzwanzig Fehlern und dem Prädikat „Nicht genügend!" am Schluß. Das ließ kein gutes Zeugnis zu Ostern erhoffen. Ueberhaupt: diese Liederlichkeit im Heft, diese Kleckse und das Geschmier! Herr Renz besann sich noch recht gut jener wohltönenden Ausdrücke, mit denen Großvater ihn herunterkanzelte. Dazumal war ein Siebenstriemer in Mode, ein prächtiges Ding. Heutzutage beleidigte schon eine Backpfeife. Herr Renz ließ es bei einer Rede bewenden. Sein Aufsätze hätte Hans einmal sehen sollen! Das waren Muster von Ordnungsliebe und Fleiß! Schließlich konnte Herr Renz doch nicht umhin, seinem Sohn das verruchte Aufsatzheft ums Gesicht zu wetzen. Daß es einem doch immer danach gelüstet, alles das nachzutun, was man einstmals selber als widerlich empfand. Herr Renz spie Gift und Galle: „Wenn du Ostern nicht versetzt wirst . . .!" Das war ein Ultimatum. Gut. Hans hatte auch eines in der Tasche. Eines stand gegen das andere.

In diesen Wochen vor Ostern schien Vater unnahbar. Eisig war sein Blick. Gekränkt übersah er sein Früchtchen. Den Jungen brachte das keineswegs aus seiner Ruhe. Mit gewohnter Begeisterung erfüllte er seine herrlichen Pflichten. Die unangenehmen überwand er mit zusammengebissenen Zähnen. Mit dem Zensurentag kam jene merkwürdige Nervosität über alle Väter und Mütter, als hätten sie ein Zeugnis zu empfangen. Die häusliche Luft war von Gewittern geladen.

Als Herr Renz zu Mittag nach Hause kam, hockten alle Familienmitglieder in stummer Runde um den gedeckten Tisch und starrten finster auf ihre Finger. Nebenan auf der Kommode lag das Zeugnis. Herr Renz las nicht in Mienen. Er war zu amtlich und verlangte es schwarz auf weiß. Hastig griff er nach dem traurigen Blatt. Das Zeugnis schluchzte im Rascheln.

Ueberlebensgroß und gewaltig stand der Vater vor seinen Untergebenen. Eine erhabene Würde umkränzte sein gelichtetes Haupt. Es war einer jener Höhepunkte des an dramatischen Effekten so armseligen Familienlebens, da er nun seine Blicke vom Zeugnis hob und herausfordernd auf den Buben richtete. „Du wirst nicht versetzt?! So!" Nichtachtend beförderte er das Blatt auf die Kommode zurück. Dann klemmte er sich seine Finger hinter den Kragen. Der Appetit war ihm vergangen. „Schämst du dich gar nicht, mir ein solches Zeugnis nach Hause zu bringen?"

Hans lächelte nur und berichtete sehr höflich: „Aber das ist doch gar nicht mein Zeugnis, Vater!"

„Was — nicht dein Zeugnis? Hans Renz — hier steht es doch!" polterte der Vater.

„Lies doch weiter!" bat der Junge, vor Spannung bald platzend.

Der Vater las, schreckte heftig zusammen und errötete vor der ganzen Familiengefolgschaft wie ein ertappter Lausejüngel. Mühselig raffte er seine übriggebliebene Männlichkeit und sehr verschliffene Autorität in einer tyrannischen Gebärde zusammen.

„Woher hast du das Zeugnis?" Er sagte nicht „mein Zeugnis", sondern bescheiden „das Zeugnis". Hans grinste sieghaft.

„Ein Gruß vom Hängeboden. Ich wollte doch mal sehen, ob du wirklich so fleißig und brav warst, wie du mir immer erzählst."

„Das geht dich gar nichts an!" polterte der Vater erbost dazwischen.

„Hättest du mich nur entrümpeln lassen, dann hätte ich es niemals erfahren."

„Aha! Entrümpeln! Aus der Ecke weht der Wind! Soso! — Also, flink, laß den ganzen Ramsch verschwinden!" Hans knallte begeistert die Hacken zusammen. „Zu Befehl. Soll geschehen. Und heute noch. Und der Aufsatz, Vater, war auch von dir."

„Was? Du Schnüffler! So deinen Vater hereinzulegen . . .!"

„Jetzt gefällst du mir viel besser, Vater, seit ich weiß, daß du auch mal ein Lausejüngel warst. Nun habe ich sogar richtig Respekt vor dir! Und versetzt werde ich auch — ist doch Ehrensache!"

Münchhausiaden von heute

Von Hans Winter

In Kalifornien ist es dem Hühnerfarm-Besitzer John Breadley gelungen, Hennen zu züchten, die Eier mit elastischen Schalen legen. Namentlich die großen amerikanischen Eierexporteure begrüßen den Erfolg Breadleys freudigst, weil sich die Anzahl der Bruch-Eier während des Transportes außerordentlich vermindert hat. Aber auch die Hausfrauen sind entzückt, denn ein ihren Händen entglittenes Ei zerschellt nicht mehr wie bisher am Boden, sondern hüpft wieder in die Höhe und kann leicht aufgefangen werden. John Breadley schreibt seinen Erfolg, der ihm bereits etliche Millionen Dollar eingetragen haben soll, seiner Fütterungsmethode zu. Er füttert nämlich schon seit Jahren nur mit den Samenkörnern von — Gummibäumen.

*

Der Taubenzüchter Peter Ausschnaiter ließ vor einigen Wochen von Imst aus eine Taube nach seinem Wohnort Innsbruck fliegen, nicht ohne ihr vorher die Wichtigkeit der ihr anvertrauten Botschaft einzuschärfen. Ausschnaiter selbst fuhr mit der Eisenbahn heim und hoffte, die flinke Taube bereits in der Tiroler Hauptstadt anzutreffen.

Er täuschte sich. Die Taube war noch nicht dort und traf auch am folgenden Tage nicht ein. Erst nach ungefähr einer Woche langte die treue Briefstellerin ein, und zwar mit einem lahmen Flügel.

Die Ursache der Verspätung war bald festgestellt. Die Taube war das Kreuzungsprodukt zwischen einer Brieftaube und einem Papageienmännchen und vermochte daher zu erzählen, daß sie gleich hinter Imst von einem Sperber angegriffen und zum Fliegen untauglich gemacht worden war. Das pflichteifrige Tier hatte daher fast den ganzen Weg Imst—Innsbruck zu Fuß zurückgelegt, was natürlich längere Zeit erforderte.

*

Im vergangenen Winter wurden die Vereinigten Staaten von Amerika von einer Kältewelle heimgesucht, die vielen hundert Menschen den Erfrierungstod brachte. Auch der Farmer Josuah Dulittle aus Haley, einem Städtchen im Staate Minnesota, wäre bald diesem Schicksal erlegen, wenn ihn nicht im letzten Augenblick seine Schwiegermutter gerettet hätte.

Dulittle befand sich an einem der kältesten Tage in Gesellschaft einiger Freunde in der Schenke eines benachbarten Dorfes. Der Whiskyflasche wurde fleißig zugesprochen. Niemand wollte die warme Stube mit der eisigen Nacht draußen vertauschen. Aber schließlich mußte es doch geschehen. Dulittle machte sich als einer der letzten auf den Heimweg.

Von plötzlicher Müdigkeit übermannt, ließ er sich auf einen Stein an der einsamen Straße nieder und schlummerte ein. Beine und Arme froren ihm steif wie Buchenholz. Sobald er sich nur ein ganz wenig rührte, knarrten sie wie ungeschmierte Wagenräder. Der weiße Tod saß ihm sozusagen bereits im Genick. Sein Leben zog, wie es beim Erfrieren immer der Fall sein soll, traumartig an seinem geistigen Auge vorüber. Die fröhliche Kindheit und die ausgelassenen Flegeljahre erinnerten den Schlafenden an die entschwundene Jugend. Da erschien ihm die blonde Evelyn mit herabhängenden Zöpfchen, seine nachherige Gattin. Dabei huschte ein seliges Lächeln über das erstarrte Antlitz.

Aber als dann plötzlich das Bild der Schwiegermutter auftauchte, schoß dem Schläfer trotz der eisigen Kälte ein Strom heißen Blutes durch die Adern. Auf seiner Stirn bildeten sich dampfende Schweißperlen, die sich im Augenblick zu Eiskügelchen formten und wie Schrotkörner zu Boden prasselten. Nach etlichen Minuten war der gefrorene Farmer aufgetaut und vermochte mit Riesenschritten heimzueilen. Die Schwiegermutter war seine Rettung gewesen!

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 85 | 2. November 1938 | 12. Jahrgang

„Hotel zu den Domspatzen"

Korrespondenz-Verlag Fritz Mardicke, Leipzig C 1

Roman von Wolfgang Marken

37)

„Richard soll . . . gesund werden. Das soll er erst sein. Und . . . er ist noch nicht über das Schlimmste hinweg! Nicht wahr, Sie schweigen, Herr Domkantor!"

Und Stephan Inniger verspricht es ihm in die Hand.

* * *

Der Geheimrat ist nicht mit nach Luisenthal gekommen. Er ist wieder heim ins Doktorhaus gewandert. Und je näher er seinem Hause kam, um so schwerer fiel ihm Schritt um Schritt.

Zuletzt schleppte er sich nur so hin.

Die Freude in ihm war nicht erloschen, nur das große Erlebnis, das wußte er, das konnte ihm niemand nehmen, das lag für immer, solange er atmete, in ihm eingegraben.

Aber die Angst war wieder gekommen.

Der Mensch mit seinem Wünschen und Hoffen, seinem Glauben, stritt sich in ihm mit dem unbestechlichen Arzt.

Und aus diesem Zwiespalt der Seele fand er keinen Ausweg.

Dr. Eck empfing ihn aufatmend.

„Wie geht es . . . Richard?" fragte Kahr.

„Er schläft wie sonst!"

„Hat er etwas zu sich genommen?"

„Ja."

Kahr las eine Frage in Dr. Ecks Augen. Und er hatte das Gefühl, sich ihm anzuvertrauen. Er bat ihn zu sich in das Arbeitszimmer. Seltsam erregt folgte ihm Eck, während Felicitas mit Antonie auf der Terrasse saß.

Bertha wachte bei dem Kranken.

„Doktor Eck, schwören Sie mir . . . daß das, was ich Ihnen jetzt sage . . . in Ihnen verschlossen ist, bis ich Sie von Ihrem Schweigen entbinde!"

„Ich schwöre es Ihnen, Herr Geheimrat!"

Kahr sah vor sich nieder, eine lange Pause trat ein.

Bis der Geheimrat plötzlich heiser sagte: „Es ist nicht . . . Richard Rogaller . . . den wir operiert haben!"

„Nicht Rogaller?" entgegnete Dr. Eck betroffen. „Ich verstehe Sie nicht, Herr Geheimrat! Wer soll es sonst sein!"

„Richard . . . mein . . . jüngster Sohn!"

Dr. Eck sah jetzt den Geheimrat an, als zweifle er an seinem Verstande. Er fuhr sich über die Stirn und strich den Schweiß weg.

„Ich bin ganz klar, so klar, wie nur je im Leben, Doktor Eck! Es ist Wahrheit! Der Tod hat Richard zurückgegeben. Er hat mich erkannt! Ich habe mit ihm gesprochen!"

„Das ist doch nicht möglich!"

Dicke Schweißtropfen standen auf der Stirn des erregten Dr. Eck, und der Kragen war ihm mit einem Male zu eng geworden.

„Es ist so! Wie diese Verwechslung gekommen ist . . . das kann ich nicht sagen. Vielleicht wird es nie zu klären sein. Aber . . . ich habe auch das Mal auf Richards linkem Schulterblatt gesehen. Haben Sie nicht gemerkt, daß ich vor der Operation darüber stutzte. Es ist Richard . . . und er hat mich erkannt! Er lebt . . .!"

Schweigen ist zwischen den beiden Männern. Sie wagen nicht, einander anzusehen. Eck weiß genau, und fürchtet die Frage, die kommen muß, und Kahr . . . fürchtet sich genau so, sie zu stellen.

Aber er reißt sich doch zusammen und tut es.

„Und nun sagen Sie mir, was ich tun soll! Niemand . . . außer mir . . . außer Ihnen . . . und dem Domkantor weiß es, welches Wunder ich noch erleben durfte. Und nur ich weiß . . . welcher . . . Schmerz mich vielleicht noch erwartet!"

„Sie haben es . . . Frau Anna nicht gesagt?"

„Nein! Auch meiner Frau nicht! Ich konnte es nicht! Ich vermochte es nicht! Soll ich ihnen sagen . . . er lebt . . . er lebt! Und dann . . . geht er doch wieder von uns, größeres Leid als vorher zurücklassend. Glauben Sie, eine Mutter . . . gibt den Sohn . . . zum zweiten Male her, ohne daran zugrunde zu gehen? Und Frau Anna . . . würde ich nicht ihr ganzes Leben zerstören? Sie liebt! Den Domkantor liebt sie, und ich kann sie verstehen. Man muß ihn lieben, diesen prächtigen Mann, der Besten einer. Und jetzt . . . soll . . . soll sie vielleicht . . . auf das große Glück, das ihr das Leben bis

heute schuldig geblieben ist ... verzichten ... soll wieder an einen Krüppel gebunden sein?!“

„Geht es anders? Sie können nicht schweigen, Herr Geheimrat, Sie müssen reden!“

„Ich kann nicht!“ wehrte sich der Geheimrat verzweifelt. „Noch nicht! Ich bin ein Mensch, der wieder fühlen gelernt hat durch das Wunder! Ich bin ein Mensch, der weiß, was Leid bedeutet. Soll noch mehr Leid erwachsen aus allem?“

Dr. Eck verstand ihn nur zu gut, aber er wußte keinen Ausweg aus dieser seelischen Not.

Der Geheimrat erhob sich.

„Ich weiß, was ich zu tun habe ... was ich vor Gott verantworten kann! Gott ... die höhere Macht über uns ... ich glaube an sie! Ja, felsenfest glaube ich an sie ... und ich lege die Entscheidung in Gottes Hand. Erfüllt er das letzte Wunder und läßt Richard gesund werden, dann ... will ich Anna ... dann will ich die Mutter mit dem Sohne vereinen!“

„Und sonst ...?“

„Soll niemand ... als wir drei Menschen, die schweigen können, je von diesem großen und doch so schmerzlichen Wunder erfahren! Unsere Lippen müssen dann versiegelt sein. Es muß sein, Doktor Eck! Überwinden ist das Schwerste, aber ... hier in diesem Falle dann ... das Barmherzigste! Wir können nicht noch mehr Leid erwachsen lassen. Das müssen Sie einsehen!“

Stumm drückt Dr. Eck die Hand des Geheimrats.

* * *

Der Domkantor ist seltsam verändert.

Alle spüren es, und am meisten Frau Anna, die unter seiner plötzlichen Zurückhaltung leidet.

Stephan Inniger wagt kaum in ihre Augen zu blicken, jedes Wort der Liebe, das sie zu ihm spricht, kommt ihm wie Verrat vor.

Er weicht ihr aus, sagt ihr, daß er gesundheitlich nicht recht auf der Höhe ist, und zieht sich zeitig zurück.

Frau Anna aber sieht ihm bange nach.

Auch Jenzi begreift den Bruder nicht, und sie hat, wie Anna, das Gefühl, daß etwas geschehen ist, etwas, das tief einschneidend in sein Leben ist.

Sie sucht den Bruder auf, der am Harmonium sitzt, wie immer, wenn er sich innerlich aufrichten will.

Und sie fragt ihn.

Da sieht er sie ernst an und sagt: „Du mußt mir glauben, daß ich nicht ohne Grund so bin. Aber ich ... kann dir den Grund jetzt nicht sagen, meine Lippen müssen schweigen.“

„Was ist geschehen?“

„Ich darf nicht sprechen! Und wenn du mich lieb hast, Jenzi, dann ... rede Anna aus, daß mit mir etwas los ist. Du mußt einmal lügen! Es geht nicht anders! Sage ihr, daß ich krank bin.“

„Und ich habe heute mit Anna darüber gesprochen, daß ihr bald heiraten werdet!“

„Nie ... nie ... werden wir heiraten! Das Schicksal ... will es anders!“

Jenzi wird sehr blaß bei seinen Worten.

„Bruder, überleg' dir, was du sprichst! Willst du sie enttäuschen?“

„Nein ... ich kann es nicht! Gott weiß, was sie mir bedeutet, daß sie mir alles ist. Aber ... es muß doch sein. Ja, das Schicksal will es! Frage nicht!“

Da geht es wie ein Blitz durch Jenzis Hirn. Ein Gedanke, der ihr fast den Atem nimmt, kommt auf.

„Ist ... ein Toter wieder ... lebendig geworden?“ fragt sie mit bebender Stimme.

Aber Stephan antwortet nicht.

* * *

Jenzi hilft dem Bruder, so gut sie es vermag. Sie zwingt sich zu einem Lachen und bringt es fertig, Anna zu beruhigen.

Es ist nichts! sagt sie. Aber Anna ist hellhörig. Und der Bertl hat eben sein kindliches Herz ausgeschüttet, hat ihr erzählt, daß der Geheimrat in der Kirche war, daß er mit dem Domkantor gesprochen hat.

Sie ahnt, was geschehen ist. Sie hat keine Ruhe, es treibt sie hinüber zum Doktorhause.

Sie sieht, wie der Geheimrat zusammenzuckt, als sie ihm die Hand reicht. Und sie glaubt, daß es das schlechte Gewissen ist.

„Ich möchte mit Ihnen etwas sprechen, Vater!“ sagt sie. „Haben Sie ein paar Minuten Zeit für mich?“

Der Geheimrat nickt und lädt sie in sein Arbeitszimmer ein.

Dort beginnt Anna sofort erregt: „Sie haben ... mit Stephan gesprochen heute in der Kirche! Seitdem ist Stephan so verändert. Er sagt nichts, er weicht mir aus. Aber ich fühle ... daß etwas geschehen ist!“

„Was soll geschehen sein?“

„Was haben Sie mit Stephan gesprochen, Vater? Wenn ein wenig Zuneigung zu Ihrer Schwiegertochter in Ihnen ist, dann werden Sie es mir sagen! Haben Sie ihm ... ausreden wollen, daß ... er mich heiratet?“

Robert von Kahr sitzt geduckt.

Er kann ihr die Wahrheit nicht sagen, und darum ... muß er lügen.

„Ja“, sagt er heiser, mit belegter Stimme, „ich ... habe es ihm gesagt. Ich kann mich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß ... an Richards Stelle ein anderer kommen soll. Ich kann's nicht und ich will's nicht!“

„Oh, Vater, warum sind Sie so schlecht zu mir?“

Das Wort trifft bitter.

Kahr wehrt sich, so gut er kann: „Können Sie mich denn nicht verstehen?“

„Ich liebe ihn!“ ruft Anna, die hochgereckt dasteht, mit erhobener Stimme, daß es durch die Tür klingt. „Und ich habe ein Recht auf Liebe! Stephan Inniger ist der Besten einer! Und ich lasse nicht von ihm, Vater! Sie dürfen mir den Weg ins Glück nicht verlegen! Sie würden Sünde tun, Vater! Haben Sie doch Verstehen für mich ...!“

In dem Augenblick klappt die Tür.

Erschrocken steht Anna, der Geheimrat stößt einen Ruf des Entsetzens aus.

Im Rahmen der Tür steht Richard, und sein Gesicht ist wie eine Totenmaske.

Schweigend steht er und stiert auf Anna.

Dann wendet er sich wieder weg. Ein hohnvolles Lachen, das grauenhaft die Stille zerreißt, gellt auf.

Wieder klappt eine Tür.

Richard hat das Zimmer verlassen.

Frau Anna sieht, wie der große Arzt am ganzen Leibe zittert.

„Um Gottes willen“, stößt der Geheimrat hervor. „Er hat gehört, was ... Sie gesagt haben, Anna!“

Frau Anna versteht ihn nicht und schüttelt den Kopf, als Kahr jetzt durch die Tür stürzt, Richard nach.

Draußen sieht der Geheimrat, wie eben Richard die Tür des Krankenzimmers aufklinkt. Schwester Antonie folgt ihm kopfschüttelnd.

Anna aber verläßt wie eine Gehetzte das Haus, geschüttelt von einem unfaßbaren Grauen.

* * *

Robert von Kahr will zu seinem Sohne, aber er wagt es nicht. Er hat förmlich Furcht vor ihm, und er muß lange mit sich kämpfen, bis er endlich die Klinke des Krankenzimmers niederdrückt.

Frau Antonie ist noch bei ihm. Richard sitzt aufrecht im Bett, mit maskenstarrem Gesicht.

„Lassen Sie mich mit unserem Kranken jetzt allein, Frau Antonie“, sagt der Geheimrat mit müder Stimme und nickt ihr zu.

Stumm geht Frau Antonie aus dem Raume, und Robert von Kahr tritt zum Lager seines Sohnes.

„Richard, mein Sohn!“ sagt er und faßt nach den Händen des Kranken. Sie sind eiskalt. „Erkennst du mich wieder, Richard, mein Sohn?“

Aber im Gesicht des Kranken zuckt keine Miene. Starr und undurchdringlich ist das Antlitz, bis es sich plötzlich verzerrt zu einer hohnvollen Fratze, bis wieder das gleiche irre Lachen aufklingt, daß der Geheimrat meint, ihm müsse das Blut einfrieren.

Hastig spricht er auf Richard ein, versucht, wieder die Erinnerung in ihm wachzurufen. Aber es ist umsonst.

Richard erkennt ihn nicht mehr. Nur hin und wieder gellt das durch Mark und Bein gehende Lachen auf, in dem alle Bosheit der Welt zu stecken scheint.

Böse wie ein Tier, das in die Enge getrieben ist, blickt Richard den Vater an. Mühsam schleppt sich der greise Arzt aus dem Zimmer.

Draußen nimmt ihn Dr. Eck in Empfang und stützt ihn, geleitet ihn in sein Arbeitszimmer, wo Kahr schwer in den Sessel fällt.

„Herr Geheimrat!“ spricht Dr. Eck beschwörend.

„Er kennt mich nicht mehr!“ stößt Robert von Kahr heiser hervor. „Er kennt mich nicht mehr, Doktor Eck. Ein einziger lichter Augenblick war es, da ihm die Erinnerung zurückkam. Ein einziger nur! Er sitzt in seinem Bett und starrt mich an wie ein Tier, wie ein gehetztes Tier! Und ich möchte ihm doch so gern helfen, meinem Sohne, und ich kann es doch nicht. Muß sehen, wie er stirbt im Geiste. Und doch, und doch scheint es mir, als wenn eins noch in ihm lebt! Ein unerloser Haß, ja, Doktor Eck, so scheint es mir.“

* * *

Als Frau Anna in das Hotel der Domspatzen zurückkam, suchte sie unverzüglich den Domkantor auf und traf ihn in seinem Arbeitszimmer.

Sie sah deutlich, wie er zusammenzuckte, als sie eintrat, aber sie fühlte auch, wie er litt.

„Stephan!“ sagte sie mit leidenschaftlicher, beschwörender Stimme, als sie auf ihn zukam. „Ich habe es nicht ausgehalten. Ich habe mit dem Herrn Geheimrat gesprochen.“

Stephan starrt sie entsetzt an.

„Und hat er dir ... gesagt ...“

„Ja, ja, er hat es mir gesagt, daß er dich beschworen hat, zurückzutreten, daß er dir gesagt hat, daß Richards Geist zwischen uns beiden steht, und daß es Sünde wäre, wenn wir uns zusammenfinden. Aber es ist nicht Sünde, Stephan. Mein ganzes Herz spricht, daß es nicht so ist, und Gott wird unseren Bund segnen. Ich glaube es mit meinem ganzen Herzen.“

Dicht bei ihm ist sie, und ihre Arme umschlingen ihn.

Er fühlt ihre beglückende Nähe, spürt das heiße Herz der schönen Frau, die ihm alles gilt.

„Stephan!“ sprach sie wieder, „du hast alles in mir aufgeweckt. Alle Sehnsucht, die in mir ruhte, seit ich Mädchen bin, du hast mir die Erkenntnis gebracht, daß mich einstmals das Erbarmen, das Mitleid mit Richard zusammengeführt hat, daß es nicht die große Liebe war. Und jetzt ist sie in meinem Herzen groß, stark, göttlich, und ich kann sie nicht wieder aus mir reißen. Ich kann es nicht. Stephan, ich liebe dich!“

(Fortsetzung folgt)

Gruß vom Hängeboden

Humoreske von Georg W. Pijet

Seit ein paar Tagen lief Hans wie ein verhinderter Feldherr durch die Landschaft und stellte fest, daß der schönste Auftrag einen Dreck wert sei — mit Verlaub und rund heraus gesprochen —, solange über die Macht des Jungenschafts- und Fähnleinführers eben noch ein stärkerer Arm hinausreicht: der des Herrn Haushaltungsvorstandes, in zünftiger Jungensprache ausgedrückt: der des „alten Herrn“!

Kein Wort gegen den alten Herrn! Der war schon ganz in der Ordnung, ließ den Jungen flitzen und seine Aufträge erfüllen, wo und wie er mochte. In nichts mischte er sich hinein. Eine Pflicht muß der Mensch haben. Und sich daran gewöhnen! Das ist des Vaters Parole. Der Bengel soll sich durchbeißen, jawohl! Und Hans biß sich durch. Bis er nun diesen Befehl erhielt, der tief in di. Autoritätsbezirke des Herrn Vaters eingriff. Hier verbat sich der alte Herr jegliche Einmischung. Er beanspruchte sein Herrschaftsgebiet für sich. Das war eben seine Wohnung: zwei Stuben, Küche, Oertchen und Hängeboden. Klein genug, aber ausreichend, um seine Herrschaftstalente zu beweisen. Vor dieser Welt prallten alle Befehle der Fähnlein- und Jungenschaftsführer wie Papierschlangen ab. Zu einer Erbärmlichkeit ward des Jungen großartiger Auftrag zu einem traurigen Nichts. Der alte Herr verbat es sich ganz energisch, daß man in seiner Wohnung herumschnüffelte und gar den Hängeboden, diesen Begräbnisplatz vergilbter Jugendjahre, dem Erdboden gleichzumachen trachtete. Keineswegs durfte an diesen Erinnerungen gerührt werden. Man mußte sie erhalten, pflegen und hegen. Wozu hat man schließlich gelebt, wenn man nicht einmal zurücktreten darf in Vergangenes? Was verstand diese Jugend schon davon? Sie würde später auch einmal ihre Hängeböden besitzen und sie verteidigen mit Händen und Zähnen. Schluß. Nein! Der Hängeboden wird nicht angerührt! entschied Herr Renz senior. Dieses Urteil war unumstößlich. Das wußte Hans. Und es bedrückte ihn. So etwas setzt herab. Das ist eine ganz unjungenhafte Niederlage, die er da einzustecken hatte — wenn er sie einsteckte. Aber Hans dachte nicht daran. Diesmal nicht! knurrte er kampflustig. Ich werde Vater die Erlaubnis schon noch abtrotzen. Welcher Junge ist nicht so findig, herauszubekommen, wo die alten Herrschaften ihre Schwächen haben? Auch Herr Renz war nicht ganz ohne. Zum Beispiel ging sein Ehrgeiz darauf aus, eine tadellose Zensur von seinem Sprößling zu verlangen. Das gehört sich so. Ich war auch kein Musterschüler, aber meine Rensuren waren immer anständig, immer prima. Nichts daran zu tippen. Das kann ich auch von dir verlangen.

Hans rückte auf seinem Stuhl. Das gibt eine lange Rede, ahnte er. Wenn der alte Herr von seiner Schultüchtigkeit sprach, tickte sogar die Uhr respektvoll, als sei sie in Flor gewickelt. Und die Luft im Zimmer roch so ehrwürdig und abgestanden, daß man hüsteln mußte vor Verlegenheit.

So ein Junge blickt ja, weiß Gott, nur voran. Der hat so ungemessen viel vor sich, was die Herren Väter trotz lebhafter Erinnerungen niemals recht verstehen werden. Ehrwürdige Dinge sind Hans ein Greuel, und sich dauernd anhören zu müssen, welch anständige und wohlerzogene Eltern man besitzt, hinterläßt Minderwertigkeitsgefühle in solchen Jungen. Kann denn solch Vater niemals ein pfundiger Schwerenöter gewesen sein? Das imponiert einem Jungen viel mehr. Ueberhaupt: gäbe das nicht eine ganz andere Plattform im Verhältnis zwischen Vater und Sohn, wenn die Väter in dieser Frage einmal ehrlich von Grund auf wären?! Trauriger ist es auf jeden Fall, wenn die Jungen in ihren Vätern irgendeinen verhaßten Musterschüler aus ihrer Klasse wiedererkennen. Diesen Eindruck hat auch Hans jetzt, da die Erinnerung den Vater übermannt. Wie brav Vater in seiner Jugend doch war — einfach widerlich brav!

Respekt hört da auf, wo sich ein Lächeln hineinmischt. Hans grinste heimlich vor sich hin, ohne daß es der Vater bemerkte. Der redete und redete, bis er mit der bekannten Melodie schloß: „Und das erwarte ich auch von meinem Sohn!“ — Es folgte eine Zeit bedeutungsvollen Schweigens. Vater Renz hielt die Angelegenheit für erledigt, den Angriff auf seine Autorität ein für allemal abgeschlagen. Nirgends bemerkte er irgendeine Hintertreibung seiner Anordnungen. Alles klappte wie am Schnürchen. So wiegte er sich in grenzenloser Sicherheit, wie es ein Haushaltungsvorstand nur kann, dessen Macht unangetastet bleibt im Bezirk seiner vier Wände. Auch Hans schien die Angelegenheit aufgegeben zu haben. Zudem hatte er alle Hände voll zu tun. Ostern rückte heran. Die Prüfungsaufgaben schlugen lawinenartig über den Köpfen der Jungen zusammen. Jetzt galt es seinen Mann zu stehen. Hans biß die Zähne aufeinander und schlug sich gut und hart.

Was für ein pfiffiges, ja beinahe herausforderndes Gesicht er schnitt, als er dem Vater das zensierte Aufsatzheft in die Hand schob! Feierlich nahm es der „alte Herr“ entgegen. Zitterte er nicht ein wenig dabei, wie er es zu tun pflegte, wenn der